

Wolfgang Wenger

Die Schiffe des Kolumbus

Roman

EDITION
TANDEM

Inhalt

Jonas	5
Identitäten schützen perfekt	31
Laura	59
Andreas Ackermann alias 287	113
Jonas	131
Andreas, ehemals 287	147
Laura	175

Jonas

Seit auch Laura dieses Licht gesehen hat, ist sie wie alle Dysfunktionalen. Oft sitzt sie einfach herum, den Blick einmal auf dieses, einmal auf jenes gerichtet. Am liebsten hält sie sich auf der Veranda auf und betrachtet den Garten. Sie schaut nichts Bestimmtes an, sondern nur, was ihr vor die Augen kommt: einen Schmetterling, eine Hummel, eine Amsel. Gelegentlich vertieft sie sich in Regloses, in eine Rose vielleicht, in ein Gänseblümchen, in die Äste der Kiefern, für sie macht es keinen Unterschied.

„Lass mich nicht im Stich“, flehe ich, „bleib bei mir.“ Sie lächelt mich nur an, durchaus wachsam, mit klaren Augen, geradezu sanft in einer fremd gewordenen Zärtlichkeit.

Ich bitte, ich dränge, ich werde laut: „Kämpf dagegen an! Sobald du nachgibst, hast du verloren!“

Sie steht von ihrem Lehnstuhl auf, legt mir die Hand auf die Schulter, sagt: „Ich wünschte, auch du könntest bald die Traumwelt verlassen, dann würdest du endlich verstehen.“

Ich umarme sie, drücke sie an mich, lasse sie lange nicht los.

Abgesehen von ihren passiven Phasen verhält sie sich wie immer, deshalb bleibt mir mehrere Tage lang verborgen, wie es wirklich um sie steht. Erst als sie ihren Job als Leiterin der Public-Relations-Abteilung einer großen Firma aufgibt, wird mir ihr Zustand klar. Sie kann mir keinen vernünftigen Grund für die Kündigung nennen, will auch keine neue Stelle suchen, meint nur: „Ich habe meinen Frieden gefunden. Sieh

du nur zu, dass du dein Leben nicht in Arbeit ertränkst.“

„Und wovon sollen wir leben?“, erwidere ich.

Sie zuckt mit den Schultern, sagt: „Wir haben genug.“

„Genug?“, entgegne ich. „Glaubst du wirklich ...“

Sie schüttelt den Kopf, greift nach meiner bebenden Hand, legt ihren Zeigefinger auf meine Lippen.

„Psst“, macht sie, „hab doch nicht so viel Angst.“

Sie schmiegt sich an mich, streichelt meinen Kopf. Ich muss die Behörde anrufen, muss sagen, auch sie hat das Licht gesehen, auch sie ist eine von denen.

Sie küsst mich auf Mund, Nase und Stirn, liebkost Moment für Moment das Telefon fort, den Sicherheitsdienst, Licht, Epidemie, Quarantäne. Nein, ich werde sie nicht melden, komme, was da wolle.

Bei den meisten geschieht es im Schlaf. Sie träumen, auf einer Klippe zu stehen oder auf dem Gipfel eines Berges. Zuerst erscheint es ihnen schwach in der Ferne, dann rast es auf sie zu, bis es sie schließlich ganz einhüllt. „Ein wohliges Prickeln“, sagen einige, „wie ein innerer Sturm“, behaupten andere. Es dauere nur wenige Sekunden, dann sei das, was einmal ihre Persönlichkeit gewesen sei, weitgehend zerstört, erklärte kürzlich ein Psychiater im Fernsehen. Als Hüllen ihrer selbst würden sie sich wie fremdgesteuert benehmen, wie Marionetten. Man kenne die Ursache nicht, es breite sich in mäßigem Tempo weltweit aus und werde bereits als Pandemie eingestuft. In den Zeitungen steht, die meisten Regierungen hätten sich geeinigt, die Dysfunktionalen zu isolieren, solange man nichts über die Form der Übertragung wisse. Diese folge keinem erkennbaren Muster. Ganze Familien seien selten betroffen. Meist erwische es nur ein einziges Mitglied. Ähnlich verhalte es sich an Arbeitsplätzen. Unter meinen Freunden und Bekannten gab es acht Fälle im

vergangenen Jahr. Das ist nicht viel, aber im Jahr zuvor waren es nur drei. Bis auf Klaus, der geflüchtet ist, sind inzwischen alle in Quarantäne. Man ist verpflichtet, auch Angehörige zu melden. Wer es nicht tut, dem droht Gefängnis. Suchtrupps ziehen von Haus zu Haus.

Laura hat es vor drei Wochen erwischt, allerdings nicht im Schlaf. Es war ein verregneter Sonntagmorgen. Der Kater miaute vor der Glastür zur Veranda. Laura stand vom Frühstück auf, um ihm zu öffnen, doch er kam nicht herein, die Nackenhaare sträubten sich und er bewegte sich langsam rückwärts. In einiger Entfernung schoss er wie ein Pfeil davon. Laura beachtete ihn nicht. Sie blieb stehen, hatte den Mund geöffnet und beide Hände auf die Augen gelegt. Ihr ganzer Körper bebte und sie atmete hektisch.

„Was ist los?“, schrie ich, stürzte zu ihr hin, nahm sie in den Arm.

„Nichts“, sagte sie mit zitternder Stimme. „Nichts, es geht mir gut.“

„Brauchst du einen Arzt?“

Energisch schüttelte sie den Kopf, setzte sich wieder zum Frühstück, aß aber keinen Bissen mehr. Stattdessen sah sie mich lange an.

„Du bist schön“, sagte sie nach einer Weile. „Erst jetzt sehe ich, wie schön du bist.“

In den nächsten Minuten war sie von allem entzückt: von der Farbe meines Pullovers, von den Grauschattierungen der Wolken, von den Regentropfen am Fenster. Dann legte sich der Anfall wieder und ich erklärte ihn mir mit ihren überreizten Nerven, mit dem Schlafmangel wegen der neuen Werbekampagne ihrer Firma. Mehrmals riet ich ihr, sich ein paar Tage frei zu nehmen und zu einem Gesundheitscheck zu gehen. Dass sie das Licht gesehen haben könnte, wollte ich

damals nicht in Betracht ziehen, schließlich hieß es, es geschehe im Schlaf. Ich redete mir ein, dass sie außer ihrem eigenartigen Herumsitzen auf der Veranda oder im Wintergarten völlig normal war. Sie benahm sich wie sonst, wir kochten gemeinsam, joggten im Park. Noch ging sie zur Arbeit. Obwohl ich sie besorgt beobachtete, entging mir bis zu ihrer Kündigung das Offensichtliche. Jetzt aber ist es mir klar. Jetzt, da sie ihre Kleider bis auf wenige in den Flüchtlingscamps am Stadtrand verschenkt. Sie verkauft ihren Schmuck, gibt das Geld irgendwelchen Bettlern am Bahnhof oder in der U-Bahn. Ihr neues Fahrrad hat sie einer jungen Frau aus der Nachbarschaft überlassen.

Nun kommt sie ohne ihr Auto heim, mit dem sie vor etwa vier Stunden weggefahren ist. Sie wirkt fröhlich, drückt mir einen Kuss auf den Mund.

„Weshalb gehst du zu Fuß?“, frage ich.

„Ich habe mein Auto verkauft“, antwortet sie beiläufig.

„Das ist nicht dein Ernst!“

„Ach, ich brauche es doch nicht mehr. Eigentlich muss niemand ein Auto haben, auch du nicht.“

Ich hole tief Luft, seufze.

„Der Händler hat es bar bezahlt“, fährt sie fort.

„Wieviel hast du bekommen? Das Fahrzeug ist erst zwei Jahre alt, da müsstest du etwa ...“

„Frag mich so etwas nicht“, fällt sie mir ins Wort, „es ist mir egal, wieviel ich dafür gekriegt habe. Außerdem besitze ich das Geld nicht mehr. Die im Ghetto, die brauchen es dringend, seit ihnen die Regierung jede Unterstützung gestrichen hat.“

„Das ist kein Ghetto“, korrigiere ich sie, „sondern ein illegales Lager illegaler Einwanderer, die ...“

„Sag mal“, unterbricht sie mich wieder, „was würdest eigentlich du tun, wenn auch uns der Ozean überfluten würde?“

„Der Ozean ist glücklicherweise ziemlich weit weg.“

„Ach Jonas, dein Zynismus hilft doch keinem, nicht einmal dir.“ Wieder dieses fremde Lächeln. „Außerdem ist es nicht dein Auto und auch nicht dein Geld, also braucht es dich nicht zu stören, was ich damit mache.“

„Dass sie dich erwischen werden wie all die anderen, dass sie dich in Quarantäne bringen, das stört mich!“, brülle ich sie an.

„Klaus haben sie auch nicht erwischt“, antwortet sie betont ruhig.

„Klaus ist verschwunden“, entgegne ich.

Sie schüttelt den Kopf, blickt mir in die Augen: „Klaus ist nicht verschwunden, ich habe ihn gestern am Fluss getroffen. Er hat sich einen Bart wachsen lassen. Ich habe ihn erst erkannt, als er mich angesprochen hat.“

Klaus ist ein Kollege an der Universität, wo ich unterrichte. Im Nachhinein ist mir klar, dass auch er zu einem Sklaven des Lichts geworden ist. Ich sehe ihn vor mir, wie er versonnen am Fenster steht oder wie er die Eiche vor dem Institutsgebäude berührt und es ihm egal ist, wer hinter ihm tuschelt. Als ich ihn darauf aufmerksam mache, meint er nur: „Sollen sie doch. Eines Tages wissen auch sie, dass es das Einzige ist, was zählt.“

„Was meinst du damit?“, frage ich.

„Ich meine es nicht. Ich weiß es. Wir müssen nur schauen, nur hören, nur riechen, nur tasten. Das ändert alles. Alles, verstehst du?“

Ich drehe mich um, verlasse wortlos sein Arbeitszimmer. Zwei Tage später kündigt er. Ich rufe ihn an, aber er meldet sich nicht. Ich telefoniere mit seiner Frau.

„Er hat gesagt, dass er nicht mehr mit mir und den Kindern leben kann“, heult sie. „Was soll ich denn bloß tun? Das passt überhaupt nicht zu ihm! Hat er eine Geliebte? Weißt du etwas?“

Mir ist klar, dass er sich der Quarantäne entziehen will, dass er sich versteckt. Aber warum spricht er meine Frau an?

„Was hat er gesagt?“, frage ich Laura.

„Dass ich vorsichtig sein muss.“ Sie blickt zu Boden.

„Sonst nichts?“, hake ich nach.

Sie räuspert sich, beißt sich auf die Lippen.

„Sonst nichts?“, wiederhole ich.

Sie seufzt, berührt meine Hand. „Er meint, ich solle auch vor dir auf der Hut sein.“

Ich packe Laura an den Schultern, schreie: „Ach so ist das! Ihr redet hinter meinem Rücken über mich, macht gemeinsame Sache! Woran erkennt ihr einander, ihr Verrückten! Was habt ihr vor?“

Sie hat Tränen in den Augen. „Ich bin nicht verrückt“, schluchzt sie. „Und auch Klaus ist es nicht, das weißt du genau.“

„Aber er rät dir, mir zu misstrauen!“

„Er meint es nicht so.“

„Wie meint er es dann?“

Sie heult, stammelt Unverständliches.

„Es tut mir leid“, sage ich, „ich bin zu weit gegangen.“

Wir halten einander an den Händen, auch meine Wangen sind feucht.

„Das alles ist sehr schwer für dich, ich weiß“, flüstert sie. „Ich kann es mir selbst nicht erklären. Aber es ist schön. Es ist das Schönste, das ich je erlebt habe.“

„Was ist es denn? Kannst du es mir genauer erklären?“

„Es ist, es ist“, stammelt sie, „nicht in Worte zu fassen. Alles ist so neu, so anders, so klar. Ja, ich lebe endlich in völliger Klarheit!“

Hilflos starre ich sie an.

„Ich möchte das alles so gern mit dir teilen“, sagt sie mit zaghafter Stimme.

„Dann erzähl mir doch mehr! Warum verfallst du

immer wieder in dieses Starren? Zu welchem Zweck verschenkst du alle deine Sachen, sogar dein Geld? Weshalb hast du deinen Job gekündigt? Allein kann ich das Haus nicht halten, das weißt du genau!“

„Ach Jonas, wir brauchen dieses Haus nicht. Es ist für uns beide ohnehin zu groß. Eines Tages werden wir anders leben. Ich weiß noch nicht wie, aber es gibt schon viele wie mich.“

„Du meinst in den Quarantänelagern. Willst du denn wirklich dorthin?“

„Aber Jonas! Warum kannst du denn das Offensichtliche nicht sehen. Die Welt verändert sich. Endlich finden immer mehr Menschen ihre Bestimmung.“

„Du meinst in diesem hirnlosen Starren, diesem verrückten Verschenken von allen möglichen Dingen, wie du es betreibst. Das ist doch lächerlich! Du bist krank, Laura, schwer krank!“

Sie presst die Lippen zusammen, ihre Augen füllen sich wieder mit Tränen. Ich habe sie in die Enge getrieben, fange an, sie zu quälen.

„Verzeih“, lenke ich ein, „so will ich nicht mit dir reden.“

„Schon gut“, sagt sie, seufzt, fingert nach einem Taschentuch.

Tags darauf gehen wir auf den Markt. Er findet jetzt nur noch einmal im Monat statt, nicht mehr wie früher jede Woche. Alle aus unserer Gegend, die es sich noch leisten können, kommen hierher. Das Fleisch aus den Supermärkten ist wie Gummi, auch das Gemüse von dort schmeckt fade. Hier aber ist die Zeit stehen geblieben. Die Kürbisse sind groß und drall, schöne frische Kartoffeln, an denen noch ein wenig Erde klebt, Karotten und rote Rüben türmen sich neben Äpfeln, Birnen und Champignons auf den Ständen. Von irgend-

woher duftet Fischsuppe, würzig, leicht pfefferig, ich greife nach Lauras Hand, wir folgen dem Geruch, ich kann nicht widerstehen. Eine lange Reihe hat sich vor dem Stand gebildet, ich erkenne Mauro, den Rechtsanwalt, er zieht den Hut, nickt mir zu. Laura lässt meine Hand los, starrt auf das Aquarium, in dem fette Karpfen schwimmen.

„Was ist?“, frage ich.

„Diese Fische, es sind zu viele“, stammelt sie, „sie ersticken, schau, einer schwimmt schon mit dem Bauch nach oben, er ist tot. Man muss sie befreien, sagen wir dem Händler, er soll sie in einem größeren Becken schwimmen lassen und sie dann wieder in einem Teich aussetzen.“

„Aber Schatz, die sind doch für den Verkauf bestimmt. In ein paar Stunden ist das Aquarium leer.“

„Diese Tiere werden vor aller Augen gequält und niemand sagt etwas! Wir müssen etwas dagegen tun, Jonas. Bitte hilf mir!“

„Der Händler wird dich auslachen. Das ist alles, was wir erreichen“, antworte ich.

Sie verlässt die Reihe, stellt sich vor das Aquarium, verfällt wieder in dieses Starren. Sechs Leute sind noch vor mir. Ich lasse mir die Fischsuppe nicht entgehen. Soll sie doch machen, was sie will. Jetzt redet sie tatsächlich den pausbäckigen Verkäufer an, obwohl wir noch nicht dran sind. Ich kann nicht hören, was sie sagt, blicke zur Seite. Ich gehöre nicht zu dieser Frau. Sie ist eine Fremde. Wir sind nur zufällig miteinander ins Gespräch gekommen. Ich sehe noch, wie sich der Händler an die Stirn tippt, Laura sich umdreht und wieder zu mir zurückkehrt. Bleib mir vom Leib, denke ich, doch da steht sie schon, hakt sich bei mir unter.

„Du bist peinlich“, zische ich sie an, „unsagbar peinlich!“

Sie antwortet nicht, lässt mich aber los. Die Lust auf Fischsuppe ist mir vergangen. Ich steuere schnell auf den Gemüsestand zu, Laura folgt mir in einigem Abstand.

Ich weiß nicht, wie es mit uns weitergeht, außerdem plagen mich noch andere Sorgen. Das Universitätsinstitut, an dem ich arbeite, wird im kommenden Herbst geschlossen. Für Literaturwissenschaften interessiert sich kaum noch jemand. In diesem Semester hatte ich anfangs neun Studierende, jetzt sind es nur noch vier. Keiner braucht Geisteswissenschaften und der Staat will sich diesen Luxus nicht mehr leisten. Er hat dringendere Aufgaben: die immensen Stürme, den Flüchtlingsstrom und jetzt auch noch diese Seuche. Tausende gehen nicht mehr zur Arbeit, ein volkswirtschaftlicher Super-GAU. Ab Herbst kann ich die Raten für das Haus nicht mehr bezahlen. Laura bekommt keinen Cent Arbeitslosengeld, weil sie gekündigt hat, ein vergeblicher Versuch der Regierung die Dysfunktionalen von diesem Schritt abzuhalten. In ein paar Monaten müssen wir von hier ausziehen. Werden wir auf der Straße landen wie so viele? Das Heer der Bettler wird jeden Tag größer. Auch das der Kriminellen. Nach Einbruch der Dunkelheit gehe ich nicht mehr aus dem Haus. Bei unseren Nachbarn wurde bereits zweimal eingebrochen. Einmal sogar, während die beiden alten Leute daheim waren. Albert haben sie das Nasenbein gebrochen, Hilde ist mit dem Schrecken davongekommen. „Wir ziehen weg“, hat Albert zu mir gesagt, aber sie sind immer noch hier. Reines Glück, dass wir bisher verschont geblieben sind.

Weil ich mich jemandem anvertrauen muss, seit ich mit Laura nicht mehr vernünftig reden kann, gehe ich zu Alissa. Ihren Mann, Helge, hat es ein paar Wochen

früher erwischt als Laura. Zuerst hat sie versucht, ihn selbst zu diagnostizieren, schließlich ist sie Fachärztin für Neurologie und Psychiatrie, aber bereits nach vierzehn Tagen hat sie ihn den Behörden gemeldet.

„Kein klares Krankheitsbild“, sagt sie nun bei einer Tasse Kaffee. „Das EEG war völlig in Ordnung, die Computertomographie des Gehirns zeigte nichts Auffälliges, ich konnte auch keine psychotische Störung feststellen.“

„Und was ist mit dem Licht?“, möchte ich wissen.

„Diese Halluzination meinst du?“ Sie zuckt mit den Schultern. „Dafür gibt es keine Erklärung.“

Nach einem Schluck Kaffee zündet sie sich eine Zigarette an. Seit wann raucht sie wieder? Sie räuspert sich, fährt fort: „Ein paar Fälle wurden bereits post mortem untersucht. Ich war dabei. Wir haben die Gehirne in ihre Bestandteile zerlegt und sie bis in die Mikrostruktur analysiert.“ Sie seufzt.

„Und?“, frage ich. „Was habt ihr gefunden?“

„Nichts“, antwortet sie, „absolut nichts.“

„Was schließt ihr daraus? Wie sieht es die Weltgesundheitsorganisation?“

„Es ist keine Krankheit, zumindest nicht im herkömmlichen Sinn.“

„Was dann?“

Statt einer Antwort steht sie auf, öffnet das Fenster, murmelt: „Entschuldige, ich habe dich gar nicht gefragt, ob ich rauchen darf.“

Ich starre sie an, weiß nichts zu sagen.

Wir nippen an unserem Kaffee. Nach endlosen Minuten fährt sie fort: „Soviel ich weiß, kümmern sich jetzt die Geheimdienste um die Sache.“

„Ein biologischer Kampfstoff? Ein Virus? Könnte es so etwas sein?“ Mein Herz klopft bis zum Hals.

„Du hörst mir nicht zu, Jonas. Ich habe gesagt, dass

es sich um keine Krankheit handelt, um nichts Organisches. Ich weiß nicht, wonach sie suchen.“

„Warum dann die Quarantäne?“, frage ich.

„Es ist keine Quarantäne“, erwidert sie. „Eher der Versuch, das Geschehen unter Kontrolle zu halten, eine Grenze zu ziehen zwischen uns und den anderen.“

Wieder schweigen wir.

Schließlich sage ich: „Findest du das richtig?“

„Wir haben keine andere Wahl“, antwortet sie.

Als ich heimkomme, steht in der Einfahrt zu unserem Haus ein Polizeiwagen. Ein Eichhörnchen huscht darunter hervor und klettert auf die Eiche. Ich sehe ihm nach, bis es im Dickicht der Blätter verschwindet. Nichts überstürzen. So tun, als wäre nichts, als wäre mit Laura alles in Ordnung. Ich kann nur hoffen, dass sie sich nicht selbst verrät und nichts von dem Licht erzählt. Ich betrete das Haus über den Hintereingang, höre einen Mann und eine Frau abwechselnd auf Laura einreden, die keine Antwort gibt.

„Aber irgendeinen Grund für Ihre Kündigung müssen Sie doch gehabt haben, Frau Bildstein“, drängt eine bemüht sanfte, weibliche Stimme.

„Seit wann ist es strafbar, seinen Job zu kündigen?“, platze ich in das Gespräch.

„Wer sind Sie?“, herrscht mich ein Hüne von einem Polizisten mit kantigem Gesicht an und steht auf.

„Ich bin Lauras Ehemann“, antworte ich ebenso barsch, „und ich kann mir nicht vorstellen, dass meine Frau mit dem Gesetz in Konflikt geraten ist!“

„Das ist sie auch nicht“, säuselt die Polizistin, eine Frau mittleren Alters mit kurzen schwarzen Haaren, „aber ungewöhnliche Zeiten brauchen ungewöhnliche Maßnahmen. Wir sind hier, um zu helfen.“

Der Hüne faselt etwas über schwer nachvollziehbare

Kündigungen, ohne dass jemand einen neuen Arbeitsplatz sucht, er erwähnt die Seuche als Grund dafür und dass man jedem Fall im Sinne der Volksgesundheit individuell nachgehen müsse.

„Meine Frau hat dieses verrückte Licht nicht gesehen“, unterbreche ich ihn und sehe Laura dabei mit festem Blick an. Ein Lächeln huscht über ihre Lippen. Anscheinend hat sie mitbekommen, was hier gespielt wird, und sich nicht verraten.

Die Polizistin ergreift das Wort: „Und warum kann sie uns dann nicht sagen, weshalb sie keiner geregelten Arbeit mehr nachgeht, auch keine sucht und nicht krank ist, wie sie uns versichert hat?“ Das Säuseln ist einem schneidenden Ton gewichen. „Und wie wollen Sie Ihren Verbindlichkeiten gegenüber der Bank nachkommen mit nur einem Gehalt? Weist das nicht alles darauf hin, dass Ihre Frau ein Opfer der Epidemie geworden und verpflichtet ist, sich in unsere Quarantäne-einrichtung zu begeben?“

Ich lache laut auf und dann wage ich alles: „Meine Frau hat gekündigt, weil sie an einem Roman schreibt. Sie steht erst am Anfang des Projekts und weiß noch nicht, ob es gelingt. Da ist es doch verständlich, dass sie nicht darüber reden will. Oder ist mangelnde Selbstsicherheit mittlerweile ein Verbrechen?“

„Einen Roman? Wer liest denn so etwas heute überhaupt noch? Deshalb kündigt man doch nicht seinen Job!“, schaltet sich der Hüne in amüsiertem Ton ein, doch die Frau wirft einen strengen, missbilligenden Blick auf ihn und er spricht nicht mehr weiter.

„Wenn Sie an einem Roman schreiben, Frau Bildstein“, fährt die Polizistin fort, „dann können Sie uns gewiss sagen, worum es darin geht. Es wäre auch hilfreich, uns ein paar Seiten zu zeigen.“

Ich trete einige Schritte zurück und stelle mich ans

Fenster, damit man meinen Angstschweiß nicht riechen kann. Laura folgt mir mit den Augen, sieht mich fragend an.

„Bitte, Frau Bildstein“, sagt die Polizistin, „erzählen Sie uns doch etwas. Und keine Sorge, wir behalten es selbstverständlich für uns.“

Lauras Augen irren suchend umher. Wie konnte ich nur diesem idiotischen Einfall nachgeben! Garantiert bringe ich meine Frau damit in Quarantäne und mich selbst in Schwierigkeiten.

Laura spricht leise, sie redet über eine Geschichte, in der es um den letzten Menschen auf Erden geht. Um den letzten Gedanken dieses Menschen, bevor das Denken von diesem Planeten verschwindet. „Unfassbar das erste Tier, das von einem andern träumte“, lautet der erste Satz des Romans „Terra nostra“ von Carlos Fuentes.

„Unfassbar der letzte Mensch, der den letzten Gedanken denkt kurz vor dem Augenblick seines Todes“, zitiert Laura den Beginn meines nie vollendeten Romans. Genauer gesagt, bin ich über die ersten 50 Seiten nie hinausgekommen. Ein sinnloses, geradezu lächerliches Unterfangen, hat Laura das Projekt immer genannt. Ein Roman über den letzten Menschen sei ein Buch für niemanden. Wir haben uns oft darüber gestritten und bald hatte ich keine Lust mehr, daran zu schreiben.

Eloquent erzählt sie nun alle Details, es scheint, als würde sie sich an den verunglückten Text besser erinnern als ich. Sie gibt ihn als ihr Work-in-Progress aus und bittet mich, die vorhandenen Seiten aus dem Arbeitszimmer zu holen. Unglaublich, sie kooperiert mit mir, ich möchte sie am liebsten sofort küssen, wir sind wieder ein Team! Die graue Mappe mit dem Manuskript muss noch in der Kiste mit den abgelegten Arbeiten sein, den bereits veröffentlichten Essays, den

literaturwissenschaftlichen Studien, ich wühle in den Stapeln, fingere immer hektischer herum, da, ganz unten, da muss sie liegen, aber da ist nur ein Aufsatz über die Sprache in Poetry-Slams, der in einer Online-Fachzeitschrift erschienen ist, die es mittlerweile längst nicht mehr gibt. Wo ist nur dieses gottverdammte Romanfragment? Was, wenn ich es nicht finde? Ich habe es auf meinem alten PC geschrieben, der längst verschrottet ist. Es gibt keine Sicherungskopie von dem gescheiterten Roman, eigentlich wollte ich ihn vergessen. Ich suche in Bereichen, wo die graue Mappe nicht sein kann, da fällt mir ein, dass ich sie gar nicht in diese Kiste gelegt haben könnte, sondern möglicherweise, nein, ich weiß es nicht mehr. Gewiss fällt es den Polizisten auf, dass ich zu lange brauche. Ich habe es verdorben, jetzt bringe ich Laura und mich erst recht in Schwierigkeiten, es ist idiotisch, ein Romanfragment zu erwähnen, das mindestens acht Jahre alt ist! Aber da ist sie ja, die graue Mappe, direkt unter dem Poetry-Slam-Aufsatz liegt sie, ich blättere darin, ja, das ist der Beginn: „Unfassbar der letzte Mensch, der den letzten Gedanken denkt kurz vor dem Augenblick seines Todes.“ Ich wische mir den Schweiß von der Stirn, renne ins Wohnzimmer, knalle das Ding vor den beiden Sicherheitsbediensteten auf den Tisch. Die Frau macht ein erstauntes Gesicht, quält sich ein Lächeln ab, liest, notiert etwas, fotografiert die Seiten, der Hüne telefoniert.

„Na gut“, sagt die Polizistin nach einer Weile und legt die Stirn in Falten, „das hätten wir fürs Erste geklärt. Ich lese das im Büro fertig. Bin schon gespannt, wie es mit Ihrem Roman weitergeht, Frau Bildstein. Von heute an dürfen Sie mich zu Ihren treuesten Leserinnen zählen. In ein paar Wochen sehen wir uns wieder.“ Sie geben uns die Hand, bevor sie gehen, höflich, kühl,

der Riese mit einem zweideutigen Lächeln. Nachdem ich hinter ihnen abgeschlossen habe, renne ich ins Wohnzimmer, küsse Laura im ganzen Gesicht, tanze mit ihr quer durch den Raum, bis sie sich gegen mich stemmt und sich setzen will.

„Danke!“, rufe ich aus. „Danke, dass du mitgespielt hast! Du kennst ja meinen dummen Roman besser als ich selbst!“

„Er ist nicht dumm“, antwortet Laura lapidar, „er ist nur unmöglich.“

„Lassen wir das! Darüber müssen wir wirklich nicht mehr diskutieren. Wichtig ist doch, dass wir sie ausge-trickst haben.“

„Sie kommen wieder.“

„Na und? Dann schreibst von jetzt an du weiter. Irgendwas wird dir schon einfallen.“

„Das kann ich nicht.“

„Ach, du hast doch Zeit und es muss ja nicht gut werden.“

Laura atmet tief durch, seufzt, knackt mit den Fingern wie immer, wenn sie nervös ist, dann sagt sie: „Die haben unser kleines Manöver genau bemerkt. Sie werden mich noch eine Weile beobachten und dann nehmen sie mich mit wie die anderen auch. Und du bekommst ein Verfahren, weil du mich nicht angezeigt hast. Ich habe nur mitgespielt, damit wir in Ruhe überlegen können, wie wir vorgehen. Früher oder später wirst du mich melden müssen, sonst kriegst du ernste Probleme.“

„Ist es dir denn egal, wenn du in die Fänge der Behörden gerätst? Ich habe mit Alissa gesprochen, sie sagt, sie würden euch nicht in Quarantäne bringen, sondern in ein Internierungslager.“

„Ja, auch Klaus hat mir das erzählt. Er meint, sie würden dort versuchen, uns zu brechen.“

„Ich werde das auf keinen Fall zulassen!“

„Und wie willst du es verhindern?“

„Eine Weile können wir sie wohl noch damit hinhalten, dass du einen Roman schreibst. Aber du solltest dir trotzdem bald eine neue Arbeit suchen. Irgendwas Einfaches, das dich nicht zu sehr anstrengt. Einen Halbtagsjob vielleicht. Du könntest gegenüber den Behörden behaupten, du bräuchtest freie Zeit zum Schreiben. Sie würden dich sicher in Ruhe lassen, sobald du wieder irgendwo angestellt wärst.“

Sie schüttelt den Kopf, blickt mir in die Augen, sagt: „Nein, so wie bisher werde ich nicht mehr arbeiten, weder halbtags noch in einem anderen Beruf. Es würde mich zerstören.“

Ich liebe sie und werde sie auf eine Art immer lieben, aber was sie sagt, bringt mich zur Verzweiflung. Ich presse die Lippen zusammen, stehe auf, stelle mich ans Fenster. Das Eichhörnchen von vorhin hüpfte in der Einfahrt zu unserem Haus herum, knabbert an irgendwas. Die Nachmittagssonne bringt das Laub zum Leuchten, ocker, braun, golden, orange. Mit der flachen Hand schlage ich nach einer Stubenfliege, aber sie entkommt.

Nach einer Weile sagt Laura: „Jonas, versteh doch, es fällt nur alles Unnötige von mir ab. Ich weiß, es macht dir Angst, dir und allen, die das Licht noch nicht gesehen haben.“

Ich drehe mich um, schaue ihr in die Augen.

„Siehst du das Licht noch immer?“

„Nein, ich sehe es nicht mehr. Es ist mir nur ein einziges Mal begegnet. Ich kann nicht einmal sagen, dass es tatsächlich ein Licht war. Vielleicht war es eher“, sie stockt, blickt suchend auf den Plafond, „vielleicht war es ..., ja, das könnte es gewesen sein, eine durchscheinende Person.“

Mein Magen krampft und auf meinem Nacken liegt eine Tonne Steine. „Und was sollen wir jetzt tun“, presse ich hervor, „jetzt, da sie dich bald fortbringen werden?“

„Ich treffe Klaus wieder. Am Samstag, um acht Uhr morgens am Fluss. Komm bitte mit.“

Ich hätte Klaus nicht erkannt. Struppiger, grauer Bart, kahl rasierter Schädel. Sein Sakko, das ich von seiner Zeit an der Uni noch kenne, ist zerdrückt, ein Knopf fehlt. Die Jeans ist an den Knien schmutzig. Aber sein Blick ist hellwach und direkt. Wir sitzen hinter Buschwerk auf Betonquadern an der Staustufe, der Wasserschwall dröhnt, niemand kann uns hören, niemand sieht uns. Klaus erkundigt sich nach meiner Arbeit, hört mir aufmerksam zu, als ich ihm erzähle, dass unser Institut geschlossen wird.

„Du wirst etwas anderes finden“, sagt er.

Er mustert mich von oben bis unten, lächelt. Es scheint ihn nicht zu kümmern, dass ich bald meine Existenz verlieren werde. Versonnen nickt er und behauptet: „Irgendwas ergibt sich immer.“

„Ich bin gerne Literaturwissenschaftler“, sage ich. „Im Unterschied zu dir.“

Er tut, als würde er meinen feindseligen Ton nicht bemerken, lächelt wieder, sagt: „Jonas, du machst dir einfach zu viele Sorgen.“

Jetzt reicht mir sein Geschwätz, jetzt muss ich es wissen: „Sag mir endlich, was du von Laura willst.“

„Ich möchte gar nichts von ihr“, antwortet er. „Aber es gibt eine Möglichkeit, wie sie den Behörden entgegenkommen kann. Diese Welt fürchtet uns, weil sie ihre Auflösung ahnt, die unweigerlich auf sie zukommt. Die Regierungen wollen es einfach nicht sehen. Sie sind das Ende, wir das Neue, deshalb hassen sie uns.“